



ACADEMIA PHILOSOPHIA

Unverstandene Selbstverständlichkeit

Eine philosophische Kurzgeschichte über die Zeit

Von Heinz Palasser und Bernd Waß

Academia Philosophia, Salzburg & Wien, 2013

Anfang September. Friedrich van Enderbach begutachtete die Post. Ein Brief seiner Schwester, ein Schreiben für Frau Millich und eine Postkarte. Erstaunlich, raunte er in seinen Bart, setzte sich, schob seine Brille auf die Nase, ließ die Briefe fallen und begann zu lesen, was auf der Postkarte geschrieben stand: „Niemals dürfen wir aufhören zu fragen! Fragen sind der Ausdruck des Nicht-Wissens, ein Anstoß zum Nachdenken über Unklares, ein Aufbruch zu den letzten Gründen. Wenn wir aufhören zu fragen, sind wir geistig tot. Wir würden durchs Leben gehen, eingeschlossen in ein Gefängnis aus unverstandener Selbstverständlichkeit. Umgeben von Mauern aus Vorurteilen, aus habituellen Meinungen unseres Zeitalters und Ansichten, die ohne das Zutun der Vernunft in uns gewachsen sind. Gezeichnet, Nepomuk Olivieri.“

Wieder September, Jahre später. Friedrich von Enderbach begutachtete die Post. Kein Brief mehr von seiner Schwester, kein Schreiben an Frau Millich. Nur Rechnungen und Reklame. „Alles nur Müll“, ärgerte er sich und begann die Dummheit der Welt anzuklagen - innerlich - wie es sich für einen Denker gehört. Da klopfte es an der Tür. Es war Herr Stock, der Briefträger. „Entschuldigen Sie bitte“, sagte Herr Stock, „den hätte ich beinahe vergessen“, und drückte Herrn van Enderbach einen Eilbrief in die Hand. Erstaunlich, raunte er in seinen Bart, setzte sich, schob seine Brille auf die Nase und begann zu lesen.

Lieber Friedrich, nach Beendigung meiner vierwöchigen Reise durch die Provence finden Sie mich heute an meinen Schreibtisch zurückgekehrt und mit der Aufarbeitung dessen beschäftigt, was ich erlebt habe. Dies ist auch der Grund, warum ich Ihnen zu einem so frühen Zeitpunkt schreibe, denn eine der vielen Begebenheiten harret auf ganz besondere Weise der Betrachtung. Ich darf Sie also wieder einmal mit einer meiner Geschichten belästigen, in der Hoffnung Sie in hinreichend guter Verfassung vorzufinden, um unserer alten Tradition folgend, dem Wesen der Dinge auf den Grund zu gehen. Es war noch früher Morgen als sich eine dunkelrote Sonne, wie mir zur Begrüßung, langsam über dem Horizont aufschwang und sich meine Stimmung deutlich zum Besseren wandelte, und das, obwohl ich bereits seit geraumer Zeit auf einer dieser monströsen und überfüllten Fähren saß, die mich, dem Fahrplan nach, in fünfzehn Stunden von Porto Torres nach Marseille bringen sollte. Darüber sinnierend, ob dies auch tatsächlich der Fall sein würde, überfiel mich wieder einmal die philosophische Skepsis, lieber Friedrich. Ist es nicht bemerkenswert, wie leichtfertig und selbstverständlich wir in unserem alltäglichen Leben, aus den Einzelteilen unseres Denkens die Gesamtheit des Wirklichen bilden? So habe ich gerade vorhin in einem einzigen Gedanken zwei Zusammenhänge hergestellt, die beide äußerst problematisch sind. Einerseits habe ich den Sonnenaufgang mit meiner guten Stimmung in eine Folgeordnung gebracht und andererseits das Ankommen-Sollen mit dem Ankommen-Werden. Aber sind Folgeordnungen dieser Art überhaupt vernünftig? Und wenn sie es nicht sind, was uns beiden ja aus vielen philosophischen Betrachtungen zur Überzeugung geworden ist, worin liegen dann die Konsequenzen für unser Handeln in der Welt? Sollte ich keine Fähre mehr betreten, nur weil ich nicht weiß, ob sie ankommen wird, obwohl ich weiß, dass sie ankommen sollte? Gedankenschwer lag also mein Blick auf der silbrig glitzernden Oberfläche des Meeres, als mein kontemplativer Zustand ein jähes Ende fand. Nein, dieses Mal war es nicht die Schiffshupe, lieber Friedrich, sondern ein Mädchen, keine

zwölf Jahre alt, das mich fragte, ob es sich setzen dürfte. Ich war geneigt zu verneinen, denn kontemplative Zustände und Kinder vertragen sich nicht. Doch ehe ich zum Nein ansetzen konnte, saß die Göre bereits, kramte in ihrer Tasche, holte ein Buch heraus und begann selbiges zu lesen, und zwar ohne mit mir ein weiteres Wort gewechselt zu haben. Ich war erstaunt und erfreut zugleich, weshalb ich sie kurz darauf nach dem Inhalt des Buches fragte. Sie antwortete mir nicht, was daran gelegen sein mag, dass ich wohl ohne es vorgehabt zu haben, zum Störenfried ihrer eigenen Kontemplation wurde. Einen Atemzug später aber gab sie mir das Buch und meinte, ich möge doch selbst ein wenig darin blättern. Das tat ich auch und worauf ich stieß, inspirierte mich. Lassen Sie mich also vortragen, was auf den ersten Seiten dieses Buches zu lesen war: „Guten Tag“, sagte die ehrwürdig anmutende ältere Dame zu Herrn Kronus, als sie dessen Atelier betrat. „Guten Tag“, erwiderte Herr Kronus mit etwas Verwunderung in der Stimme, denn er kannte die Dame nicht, und es geschah äußerst selten, dass ihm jemand ganz unbekannt war, der sein Atelier betrat. Nachdem die ehrwürdige Dame die wenigen Schritte, mit einer für Herrn Kronus unangenehmen Selbstverständlichkeit, zu dem Tisch gemacht hatte, an dem dieser arbeitete, und sie einen Moment lang schweigend die auf der Arbeitsfläche sorgsam angeordneten Gegenstände und Werkzeuge inspizierte, sagte sie: „Was meinen Sie, gibt es die Zeit wirklich?“ Ein paar Sekunden der Stille schoben sich zwischen die beiden Anwesenden. „Ich bin Uhrmacher, mein Name ist Alfred Kronus.“ Erst jetzt hob er seinen Kopf und wandte seinen Blick endgültig von seiner Arbeit ab, schob sich die Uhrmacherlupe auf die faltige Stirn und antwortete, durch diese Frage aus dem Nichts, wie er es empfand, auf seltsame Art und Weise herausgefordert: „Ich bin mein ganzes Leben lang schon damit beschäftigt Uhren zu bauen und sie zu pflegen oder auch gegebenenfalls zu reparieren, wenn sie zu einem bestimmten Zeitpunkt stehen bleiben. Ich habe bereits dreiundachtzig Jahre, zwei Monate, vier Tage und“, er blickte auf seine Armbanduhr, wie er es schon oft getan hatte, „6 Stunden, 17 Minuten und“, er hielt einen Moment lang inne, „28 Sekunden gelebt, und nun fragen Sie mich, ob es die Zeit wirklich gibt? Wer sind Sie? Darf ich Sie bitten, mir dies zu offenbaren.“ „Ich bin die Zeit“, sagte die ehrwürdige Dame. Alfred Kronus hielt inne und er trachtete seine Überraschung durch eine rasche Entgegnung zu überdünken: „Nun gut, Sie sind die Zeit. Lerne ich Sie also doch noch kennen, bevor meine eigene Zeit abläuft.“ Seine Ironie war nicht zu überhören. „Schön. Lassen Sie mich nachdenken: Sie sind also die Zeit, nicht wahr? Und Sie stehen in meinem Uhrenatelier, und Sie fragen mich, ob es die Zeit wirklich gibt. Das ist widersinnig, liebe Frau Zeit. Gäbe es die Zeit nämlich nicht, so gäbe es ja auch Sie nicht und Sie könnten weder mein Atelier betreten noch die Frage gestellt haben, ob es die Zeit wirklich gibt. Die Zeit gibt es, da bin ich mir ganz sicher, sie steht ja sogar als Person vor mir. Ich kann Sie sehen.“ Alfred Kronus lachte, wie er es oft tat, wenn er glaubte einen Scherz gemacht zu haben. Nach einer Weile, als der Gesichtsausdruck der ehrwürdigen Dame ihn erkennen ließ, dass es ihr mit der Frage sehr ernst war, sagte er aufgewühlt und in einer für ihn ungewohnten Hektik in seiner Stimme: „Sie fragen mich also tatsächlich, ob es die Zeit gibt? Meine Uhren messen die Zeit jeden Tag, unaufhörlich, und wenn eine Uhr stehen bleibt, dann misst eine andere Uhr die Zeit, bis ich die kaputte Uhr repariert habe. Meine Uhren messen die Zeit!“, wiederholte er sich und schüttelte den Kopf. „Sie messen die Zeit, und gemessen kann nur werden, was es auch gibt. Ich bin mir ganz sicher, dass sie das tun und dass es folglich die Zeit gibt. Ja, es gibt die Zeit.“ Seine Aufregung legte

sich ein wenig und seine Stimme wurde leiser, obwohl er den letzten Satz noch ein paar Mal wiederholte. Dann schob er, wie automatisch, die Lupe über sein Auge und konzentrierte sich wieder auf die winzigen Bestandteile der Uhr, deren Reparatur er vor einiger Zeit begonnen hatte. Fast schon glaubte er an einen Tagtraum, da vernahm er die Stimme der ehrwürdigen Dame abermals. „Könnte es nicht sein,“, fragte die Zeit, „dass ich nur ein Teil Ihrer Vorstellung bin, nichts was auch dann noch existieren würde, wenn es Sie nicht mehr gäbe? Könnte es nicht sein, dass ich ohne Sie nichts bin? Dass mit dem Ablauf Ihrer Zeit auch meine Zeit abgelaufen ist?“ Alfred Kronus blickte auf die Uhren um ihn herum, von denen manche die gleiche Zeit anzeigten und manche nicht, und von denen manche in Gang waren und manche nicht, und er grübelte. „Nein,“, sagte er dann, „das ist unmöglich. Die Zeit gehört zur Welt. Sie ist dort draußen in der Welt und nicht bloß in meinen Vorstellungen. Die Zeit vergeht und sie vergeht nicht nur für mich. Es existiert das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige, ganz unabhängig von mir oder irgendeinem anderen Menschen. Nicht nur für mich geschehen die Dinge nacheinander, sondern auch für alle anderen. Nicht nur für mich wird das, was ist, zu dem, was war und das, was noch nicht ist, zu dem, was jetzt ist, sondern auch für alle anderen ist das so. Nein, die Zeit gehört zur Welt, da bin ich mir sicher.“ Da blickte er auf seine Uhr und erschrak, als wäre etwas Unerwartetes geschehen. „Bitte entschuldigen Sie gnädige Frau, fast hätte ich die Zeit übersehen. Ach, was sage ich, Sie sind ja die Zeit“. Wieder lachte er über einen seiner Scherze. „Ich muss gehen. Mein Freund, Künstler seines Zeichens, wartet auf mich, denn er wartet jeden Dienstag auf mich und heute ist ein Dienstag. Der Dienstag nach dem letzten Dienstag und vor dem nächsten Dienstag. Sehen Sie, so ist das mit der Zeit, ein ständiges Nacheinander – eine wunderbare Ordnung. Sie müssen wissen, dass wir an jedem Dienstag eine Partie Schach spielen, und da ist es gut, dass dieser Dienstag ein anderer ist als der von letzter Woche, den ansonsten müssten wir ja heute dieselbe Partie Schach spielen wie zuletzt, und das wiederum, das werden Sie mir zugeben, wäre überaus langweilig. Leben Sie wohl.“ Alfred Kronus bat die ehrwürdige Dame zu gehen, nahm seinen Hut und versperrte sein Atelier.

Hier endete die Geschichte lieber Friedrich, jedenfalls für mich, und zwar mit einem kurzen stechenden Schmerz, denn ehe ich weiterlesen konnte, ließ das Mädchen keinen Zweifel daran, dass es ihr Buch zurückhaben wollte, indem es gegen mein Schienbein trat. Ich entschuldigte mich, ob meiner Verlorenheit gab ihr das Buch, und so blieben wir nebeneinander sitzen, das Mädchen lesend und ich nachdenkend, bis unser beider Reise im Hafen von Marseille zu Ende ging und sich unsere Wege trennten. Lieber Friedrich, seit dieser Begegnung ist einige Zeit vergangen, aber ich denke noch immer an das Mädchen, an ihr Buch, an Herrn Kronus, die ehrwürdige Dame und den Künstler, und an die Frage, ob es die Zeit wirklich gibt? Glauben Sie, dass es sich tatsächlich so verhalten könnte, wie die alte Dame meinte, und dass es die Zeit womöglich gar nicht gibt? Glauben Sie, dass der Lauf der Dinge, ihr Nacheinander, ihr Ablauf zu einem Ende hin lediglich unserer Vorstellung entspringt? Und wäre es denn nicht der Aussichtslosigkeit Gipfel, dem Joch der Zeit entrinnen zu wollen, wenn sie doch nichts ist, als ein Teil meiner eigenen Gedanken? Ich bin ein wenig verwirrt, ob des Vorgefallenen und hoffe auf Erhellung.

Ihr Nepomuk Olivieri.

Lieber alter Freund Nepomuk! Wie schön von Ihnen zu hören. Ihre Post erreicht mich in einem müden aber doch recht gesunden Zustand. Der ewig gleiche Tagesablauf macht mir ein wenig zu schaffen. Sie wissen ja, dass ich wegen meiner Gebrechen kaum noch aus dem Haus komme und an eine Reise wie die Ihre ist gar nicht erst zu denken. Doch ehrlich gesagt, lieber Nepomuk, weiß ich nicht, ob ich Sie darum beneiden sollte. Ich verbringe meine Tage fast ausschließlich in meinem Haus und hier wiederum fast nur in meiner Bibliothek. Nach draußen, auf die Veranda oder in den Garten, drängt mich nur die gute Frau Millich, denn sie meint, das würde mir gut tun. Sie erinnern sich sicher an Frau Millich, meine mittlerweile auch schon in die Jahre gekommene Hausdame. Sie nervt wie eh und je, aber ich bin ihr natürlich zu unendlichem Dank verpflichtet und gelegentlich sage ich ihr dies auch, wenngleich es mir immer noch schwer fällt. Wer, so wie ich, im Grunde sein Leben lang allein lebt, ich habe keine Frau, keine Kinder und kaum Freunde, die ich auch als solche bezeichnen würde, dem kommen pathosgeladene Dankesworte kaum noch über die Lippen. Selbst der gedankliche Nachklang meiner Zeit an der Universität, wohl jene Zeit meines Lebens, in der ich die meisten Verbindungen zu anderen Menschen pflegte, verhallt allmählich, wahrscheinlich weil ich auch diese nie als besonders erbaulich erlebt habe. Erinnert werde ich nur, wenn ich eine Todesanzeige erhalte und vom Ableben eines einstigen Professorenkollegen in Kenntnis gesetzt werde. Alles, was ich heute habe, sind meine Bücher, ein paar Briefe und eine Hand voll Erinnerungen. Dennoch bin ich glücklich, lieber Nepomuk, auch wenn ich nicht genau weiß, was Glück ist. Den Tod erwarte ich mit großer Gelassenheit. Es scheint mir einsichtig geworden zu sein, so verspüre ich es jedenfalls in äußerst glücksdurchströmten ins Bewusstsein ragenden Augenblicken, was so manch einer in der Philosophiegeschichte mit der Phrase „Philosophieren heißt sterben lernen“ wohl auszudrücken gesucht hat. Verzeihen Sie einem alten Mann die melancholische Zurschaustellung seiner Gemütsverfassung. Nun aber zu Ihrem Anliegen, welches Sie freundlicherweise mit mir zu teilen gewillt waren. Gerne werde ich Ihnen meine Gedanken zur Zeit anvertrauen, zumal ich mir sicher bin, dass Sie sorgsam damit umgehen. Mir ist, als würden die Fragen nach dem Wesen der Zeit an persönlicher Dringlichkeit gewinnen, je mehr wir uns dem nahenden Ende unserer Lebenszeit entgegen bewegen, so wie wir beide das ja unbestritten tun. Mich dünkt, als ob sich gelegentlich eine eigenartige Hoffnung aufzutürmen beginnt, dass mit der eigenen Endlichkeit auf dieser Welt vielleicht doch nicht die gesamte Zeit zu Ende geht. Die Suggestion der Zeit nämlich, dass alles einen Anfang und ein Ende hat und sich die Dinge dazwischen in der Ordnung des Nacheinander aneinander reihen, ist eine mächtige und irgendwie auch paradoxe. So lässt sie uns einerseits glauben, einer unentrinnbaren Abfolge mit Anfang und Ende ausgeliefert zu sein und andererseits die Hoffnung entstehen, dass vor dem Anfang schon etwas war und nach dem Ende wieder etwas sein wird. Ich spüre allerdings an der Stelle wenig Freude, über diesen metaphysischen Stachel im menschlichen Geist zu diskutieren, und werde es deshalb auch nicht tun. Erlauben Sie mir bitte das Privileg des Alters zu beanspruchen nur mehr über diejenigen Dinge nachzudenken, die sich mir von selbst aufdrängen. Zu oft sind wir doch im Laufe unseres Lebens gezwungen uns mit Dingen auseinanderzusetzen, die ganz und gar nicht dem eigenen Ansinnen entspringen. Darüber hinaus scheint mir das Nachdenken über die eigene Endlichkeit und damit über den Tod nicht dem Kern Ihrer Fragen zu entsprechen, die Sie am Ende der Geschichte von Herrn Kronus und der Zeit an mich richteten. Sicher wollen wir auch nicht die

allerseits besprochene subjektive Relativität der Zeit diskutieren. Zu banal und zu trivial und deshalb schlichtweg zu langweilig, wenn Sie mir erlauben, diese unangemessene Wortwahl zu verwenden, ist die Erörterung der Feststellung, dass uns eine Stunde in angenehmer Begleitung oder auch im Schlaf schneller zu vergehen scheint als eine Stunde in Sorge, Angst oder gespannter Erwartung eines Ereignisses, dessen Eintreffen oder Ergebnis ungewiss oder bedeutungsschwer ist. Eben so wenig möchte ich die physikalische Zeit mit Ihnen diskutieren, denn diese scheint ja bis auf Weiteres in dem wissenschaftlichen Konsens aufgegangen zu sein, dass sie sich in einem bestimmten Verhältnis zur Geschwindigkeit des Lichts verhält und es zudem gewisse kosmische Gegebenheiten gibt, die mit einer so unsagbar starken Kraft ausgestattet sind, dass selbst die Zeit von diesen aufgesogen wird und letztlich verschwindet. Auch das, lieber Nepomuk, ist ausgesprochen langweilig. Nicht, weil es sich um Erkenntnisse der Naturwissenschaft handelt, sondern wegen der um sich greifenden einhelligen Zustimmung hierzu, was einem Ende des Zweifels gleichkommt. Sie wissen ja, dass mir schon mein Leben lang davor graut, eines Tages tatsächlich definitives Wissen erreicht zu haben, denn das würde das Ende des Zweifels bedeuten. Eine schreckliche Vorstellung, verlöre doch mein liebstes und wichtigstes Denkwerkzeug seine Sinnhaftigkeit. Lassen Sie uns also die Zeit, der vorgebrachten Gründe wegen, philosophisch betrachten. Wahrscheinlich könnten wir es auch gar nicht anders, selbst, wenn wir es wollten. Zu verliebt sind wir in das reine Denken, zu voreingenommen sind wir von uns und der Erhabenheit des Geistes gegenüber den Dingen der Welt. Zu lange haben wir uns schon von dem Gezeter und dem Lärm derselben verabschiedet, als das wir uns auf psychologische oder physikalische Phänomene zurückbesinnen wollten. Zu alt und zu überheblich sind wir geworden, als dass wir uns auch nur ein einziges Argument dieser Art anhören oder abringen wollten. Weder Sie noch ich glauben daran, dass uns das Empirische, also die beobachtbaren Phänomene der Wirklichkeit, auch nur in irgendeiner Weise helfen könnte, die Gesamtheit des Wirklichen zu verstehen. Würden Sie mir da zustimmen wollen? Es würde mich freuen. Ich habe mich nunmehr, ihr Anliegen betreffend, auf meinen eigenen Denkursprung zum Themenkreis Zeit zurückbesonnen und ein Buch zur Hand genommen, das ich schon lange nicht mehr in derselben hielt. Es handelt sich um Augustinus' Werk „Confessiones“. Das Kapitel, in welchem sich Augustinus mit der Zeit beschäftigt, beginnt, verzeihen Sie, dass ich Sie mit Geläufigem belästige, mit den denkwürdigen und oft rezitierten Sätzen: „Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich's, will ich's aber einem Fragenden erklären, weiß ich's nicht.“ Das ist wunderbar nachvollziehbar, nicht wahr? Nehmen Sie unseren Dialog als Beispiel. Wir verwenden andauernd Begriffe aus dem Dunstkreis dessen, was wir mit dem Begriff der Zeit für gewöhnlich auszudrücken versuchen, und wir tun dies mit größter Selbstverständlichkeit und wähen uns dabei in Unmissverständlichkeit. Wir sprachen etwa von unserer Lebenszeit, die zur Neige geht, von den 15 Stunden Zeit, die die Fähre braucht, um Marseille zu erreichen, oder von der Zeit, die Herrn Kronus erschrecken lässt, weil er seinen Schachpartner nicht warten lassen möchte. Alles selbstverständliche Ausdrucksformen der Zeit. Aber dann wurde der Begriff der Zeit plötzlich aus all den Zusammenhängen herausgelöst und Sie fragten vermeintlich lapidar, ob es denn die Zeit überhaupt gibt, ob sie tatsächlich etwas Wirkliches ist. Und dies brachte sowohl die Personen in der Geschichte, als auch Sie und jetzt mich zum Nachdenken, denn diese Frage ist, wenn wir ihr mit philosophischer Ernsthaftigkeit begegnen

wollen, nicht so ohne Weiteres zu beantworten. Ist es denn nicht so, erlauben Sie mir diesen Nebengedanken noch zu artikulieren, dass alles Nachdenken, insbesondere das disziplinierte, zu dem sich ja die Philosophie bekennt, letztlich das Bestreben ist, das Selbstverständliche aus der Selbstverständlichkeit herauszuheben. Ich für meinen Teil habe große Freude daran, die Dinge in ihrer Selbstverständlichkeit zu hinterfragen, je selbstverständlicher sie mir erscheinen desto nachdrücklicher frage ich. Das muss die liebe Frau Millich bisweilen ausbaden, denn ich treibe sie mit meinen Bemerkungen seit nunmehr siebenundfünfzig Jahren zur Weißglut. Aber zurück zu Augustinus. Er war ja, wie wir wissen, ein vom Christentum geprägter Denker. Sein Bekehrungserlebnis zum Glauben, in welchem er sich durch einen Fingerzeig Gottes, nach Jahren sexueller Ausschweifungen, zur Keuschheit aufgerufen fühlte, ist ja hinreichend bekannt. Wegen seiner innigen Beziehung zu Gott, ist es vielleicht auch nicht verwunderlich, warum Augustinus in den „Confessiones“ den Ursprung der Zeit auf einen personalen Gott zurückzuführen versucht. Ich möchte aber nicht so sehr den theologischen Aspekt hervorstreichen, zumal ich weiß, lieber Nepomuk, dass Sie mit Gott so ihre liebe philosophische Not haben, sondern vielmehr von seinem grundsätzlichen Zeitverständnis sprechen. Augustinus behauptete, dass es weder die Gegenwart, noch die Vergangenheit noch die Zukunft gibt. Ich erinnere mich, dass er an einer oft beleuchteten Stelle die Frage stellt: Wie kann man sagen, dass die vergangene und die zukünftige Zeit tatsächlich existiert, wenn doch die vergangene Zeit schon nicht mehr und die zukünftige Zeit noch nicht existiert? Für ihn erschöpft sich die Zeit im Gegenwärtigen, und zwar in der Gegenwart des Vergangenen, der Gegenwart des Gegenwärtigen und der Gegenwart des Zukünftigen. Die gegenwärtige Zeit aber, wenn sie immer gegenwärtig wäre und nicht in die Vergangenheit überginge, wäre nicht mehr Zeit, sondern Ewigkeit, meint er. Die Gegenwart des Zukünftigen muss also zur Gegenwart des Gegenwärtigen und diese wiederum zur Gegenwart des Vergangenen werden. Lieber Nepomuk, hier zeigt sich die lebensphilosophische Delikatesse, dass nämlich der Mensch in seiner unbändigen Hoffnung auf Ewigkeit, auf seiner verzweifelten Suche nach Dauer, im Wunsch nach einem Fortbestehen seiner selbst in der Zeit, ein trügerisches Ewigkeitskonzept in sich trägt. Eines, das an die Zeit gebunden ist. Doch Ewigkeit und Zeit haben nichts gemeinsam, dahingehend versucht Augustinus zu argumentieren. Nicht die unendliche Aneinanderreihung von gegenwärtigen Momenten ist Ewigkeit, sondern das Auflösen der Zeit, die Negation von Zeit, die Nicht-Zeit, die Zeitlosigkeit sozusagen, dies ist die Ewigkeit. Ach, lieber Nepomuk, schnell kommt man von der Zeit zur Ewigkeit, dabei wollte ich doch mit der Rede über Augustinus' Zeitvorstellung nur ihre Frage einer möglichen Beantwortung zuführen. Was ich einbringen möchte, ist dies: Ich glaube, dass Augustinus jener Philosoph ist, der zum ersten Mal ausspricht, was später von anderen wieder aufgegriffen wird, dass nämlich die Zeit der Sphäre des Bewusstseins zuzuschreiben ist, und nicht der Welt der objektiven Dinge um uns herum. Die Zeit existiert nicht ohne uns, denn die Gegenwart des Zukünftigen besteht aus unseren ureigensten Erwartungen, Hoffnungen und Ängsten; die Gegenwart des Gegenwärtigen ist ein unmittelbares und individuelles Erlebnis, und die Gegenwart des Vergangenen ist nichts anderes als die persönliche Erinnerung an Momente eines schnell vorüberziehenden Lebens. Hier muss ich bis auf Weiteres anhalten. Seit einer halben Stunde ruft Frau Millich nach mir, ich möge doch zu Tisch kommen. Ihre Frage, lieber Nepomuk, ob es denn vorstellbar wäre, dass die Zeit nur eine Vorstellung ist, beantworte ich vorerst

mit Ja. Dies ist für mich vorstellbar, und zwar spätestens seit Aurelius Augustinus. Er dachte diesen Gedanken ja schon vor mir.

Ihr Friedrich van Enderbach.

Lieber Friedrich! Die gute Frau Millich, wie könnte ich sie vergessen, haben Sie mir doch immer wieder von ihr erzählt. Sehen Sie zu, dass Sie Ihnen auf Ihre alten Tage nicht den Dienst quittiert, denn das wäre wohl auch für einen Eremiten, wie Sie einer sind, unangenehm. Ich gebe Ihnen zu, lieber Friedrich, dass ich ein Sympathisant des Augustinischen Zeitverständnisses bin, wenngleich ich der Auffassung bin, dass die Betrachtungen Augustinus' ein wenig an Tiefenschärfe vermissen lassen. Ich hoffe unsere intellektuellen Auseinandersetzungen dauern schon lange genug an, als dass Sie meine philosophischen Nörgeleien noch ernsthaft verstimmen könnten. Lassen Sie mich verstehen. Sie sagten, die Zeit gehört nicht der Welt der Dinge an, sondern der Welt der Vorstellungen, der Sphäre des Bewusstseins. Es ist also das unaufhörliche Erleben von Zeit als ein stetes Nacheinander zwischen Geburt und Tod und das Getöse meiner eigenen, zwischen diesen Polen liegenden Biographie, das mich von der Ewigkeit trennt. Ich stehe mir sozusagen durch mein schlichtes am Leben sein selbst im Weg. Mein Wunsch, die Zeit zu überdauern und meine Verhandlungen mit Gott, mir doch noch ein wenig mehr Lebenszeit zu geben, müssen ins Leere gehen. Denn weder ist es mir lebenden Geistes möglich meine eigenen Vorstellungen zu überdauern, noch ist Gott im Besitz von Zeit, die er mir geben könnte. Er ist ja die personifizierte Ewigkeit und diese besteht in der Zeitlosigkeit, jedenfalls dann, wenn man Augustinus glauben will. Welch fantastische Einsicht, sind wir doch offenbar alle Geschwister der ehrwürdigen Dame Zeit. Wir selbst sind die Zeit. Sie genauso, lieber Friedrich, wie ich und alle anderen Menschen. Doch jäh holt mich das Gemetzel überkommener und wohltuend neuer Einsichten aus meinem Tagtraum zurück und lässt mich erschrecken, so wie damals Herr Kronus, der Uhrmacher, erschrak, weil er die Zeit übersehen hatte. Lassen Sie mich einen Moment lang überlegen, lieber Friedrich. Die Blumen in meinem Garten beginnen im Frühjahr zu wachsen, blühen im Sommer und vergehen im Herbst. Am Ufer des kleinen Sees, an dem ich täglich spazieren gehe, stand bis vor ein paar Jahren eine Trauerweide. Ein Baum von unsagbarer Schönheit. Jetzt steht er nicht mehr dort. Mein Nachbar mäht den Rasen jeden Tag. Das Gras wird länger und er schneidet es wieder. Jeden Tag. Nicht im Winter. Im Winter holt er Holz und der Stoß vor seinem Haus wird kleiner, je länger die Kälte bleibt. Meine Cousine war noch bis vor einigen Jahren eine Frau von außergewöhnlicher Schönheit, jetzt ist nichts mehr davon zu sehen. Die Falten auf ihrer Haut zeugen von einem langen und bewegten Leben, so wie die meinen es tun. Ich könnte wahrscheinlich beliebig lange weitererzählen und doch würde sich eines nicht ändern. Alles was ist, ist zu einer bestimmten Zeit. Doch alles, was zu einer bestimmten Zeit ist, gehört dem Nacheinander der Zeit an, und alles, was dem Nacheinander der Zeit angehört, verändert sich immerfort. Wenn aber die Zeit samt ihrem Nacheinander nichts ist als bloß meine Vorstellung, was ist dann mit den Blumen, der Trauerweide, mit dem Gras, dem Holz meines Nachbarn und der vergangenen Schönheit meiner Cousine? Diese Dinge, und verzeihen Sie mir hier meine Rede von Dingen, wie sie wissen eine Marotte der Philosophen, ganz ohne Böswilligkeit, gehören zur Welt um mich herum, daran gibt es keinen Zweifel, denn sie sind von mir verschieden. Zumindest dachte ich mir dies, bis zu diesem

Zeitpunkt. Doch meine Sicherheit ist nun enden wollend. Wenn sich nämlich alles in der Zeit immerfort verändert und wenn die Zeit nichts ist als bloß meine Vorstellung, dann muss wohl auch dasjenige, woran der Zahn der Zeit nagt, selbst zu meinen Vorstellungen gehören. Wie sonst sollte ich mir eine Blume vorstellen können, die sich mir gerade noch im schönsten Kleid zeigte und nur einige Augenblicke später vergangen ist. Spinne ich dies weiter, so muss es bedeuten: Die ganze gewaltige Außenwelt, der Himmel mit seinen unzähligen Sternen, die Berge und überhaupt alles, was es zu sehen, zu hören, zu tasten, zu riechen und zu schmecken gibt, ist nichts als meine Vorstellung! Langsam beginne ich zu begreifen, was der gute Arthur Schopenhauer mit dem Satz 'Die Welt ist meine Vorstellung' gemeint haben könnte. Es wird mir deutlich, dass ich keine Sonne kenne und keine Erde, denn ich kenne nur das, was meine Augen als Sonne sehen und meine Hände als Erde fühlen. Ich kenne die Welt, die mich umgibt, nur als meine Vorstellung. Das ist großartig! Der Mensch ist also unerlässlich zur Vollendung der Schöpfung, ja er ist der zweite Welterschöpfer selber, gibt er doch der Welt erst jenes erlebte unmittelbare Sein, ohne dass sie in tiefster Nacht der Ewigkeit, ungehört, ungesehen, ungefühl und lautlos auf ihre Offenbarung warten müsste. Beinahe wäre dies, das Stillen der letzten Sehnsucht, die Vollendung eines jeden Lebens durch das Leben selbst, die Erfüllung eines göttlichen Zweckes. Verborgen aber bleibt mir, worauf all meine Vorstellungen gründen. Die Welt des Ewigen ist nämlich nicht nur zeitlos, sondern auch unvorstellbar. Wäre sie vorstellbar, so wäre sie nicht zeitlos. Das ist die unausweichliche philosophische Konsequenz, denkt man die Zeit zu den Erlebnissen hinzu. Lieber Friedrich, es bleibt mir wohl nicht mehr genug Zeit, um die Dinge zu Ende zu denken, obwohl ich gerade jetzt fühle, dass ich meinem geistigen Frühling näher bin als dem Herbst, dem Anfang also näher als dem Ende. So ist das Leben. Oder sollte ich besser sagen, so ist mein Leben, denn ob Sie ein Leben haben, und wie sich das Ihre gegebenenfalls darbietet, das kann ich vom Standpunkt meiner Vorstellungen aus nicht wissen.

Ihr Nepomuk Olivieri.

Lieber Nepomuk, verzeihen Sie die verzögerte Antwort. Ich musste die Geschehnisse, welche die Worte und Sätze Ihres letzten Briefes ausgelöst haben erst ordnen, ehe ich im Stande war zu antworten. Bitte beachten Sie, dass ich von Worten und Sätzen spreche. Ich betone dies, weil ich verhindern möchte, dass Sie glauben *Sie* hätten diese Geschehnisse ausgelöst. Diese Unterscheidung ist mir wichtig. Sie werden bald verstehen warum. Ich bin alt geworden. Ich bin steinalt geworden. Ich wähne mich am Ende. Doch noch nie war mir das Ende des Lebens so nah gekommen, wie in den letzten Tagen seit Ihres Briefes. Ich habe den Eindruck, dass mir der Tod bis vor kurzer Zeit als etwas unwirklich Technisches erschien. Ein nahezu mathematischer Begriff, der einfach nur das Ende einer Strecke zum Ausdruck bringen möchte, blutentleert und steril. Ich habe diesen Eindruck genau erforscht und er hat sich sukzessive auf alle möglichen anderen Begriffe ausgedehnt, mit denen ich als Philosoph in Laufe meiner Lebenszeit zu hantieren pflegte. Der Begriff 'Gott' kam mir in den Sinn. Oder auch 'Freundschaft', 'Glück', 'Leidenschaft', 'Liebe' und noch viele mehr. Natürlich war da auch der Begriff der Zeit und jener der Ewigkeit, die ja unserem Austausch entstiegen sind, wie ein Trieb, der dem Samen entwächst. Plötzlich aber war es mir, als würden sich die Begriffe nach und nach in meiner Bibliothek einfinden. Beinahe körperlich spürbar

und aneinandergereiht. Es schien mir, als ob sich all die Worte, die ich in meinem Leben einer philosophischen Untersuchung unterzog, ein letztes großes Stelldichein gaben. Zunächst sah es so aus, als würde sich eine Familie treffen, deren Mitglieder, nicht gerade gut voneinander behandelt, aber dennoch um Freundlichkeit bemüht, ein paar Worte wechselten, die ich nicht verstehen konnte. Doch ich hatte die unangenehme Vermutung, dass es hier nicht um eine Familie ging, sondern um mich. In einem Halbkreis bauten sich die Worte auf, um mich herum, sodass ich mir noch unbeweglicher vorkam, als ich es ohnehin schon bin. Kalt lief es mir über den Rücken, denn ich begriff, dass dies hier etwas anderes war als ein letztlich harmloses Familientreffen. Ein Gerichtsstand wohl eher. Schiller schoss mir in die eingeengte Gedankenwelt: „Die Szene wird zum Tribunal“. Ich wurde angeklagt. Angeklagt von den Begriffen dieser Welt. Eine Analogie ging mir durch den Kopf. Es gab eine Zeit, da war es in der Medizin unter Höchststrafe verboten, tote Körper zu öffnen, denn das Sezieren galt als Störung der Totenruhe. Was ich aber getan hatte, war um ein Vielfaches verwerflicher, denn ich hatte noch nicht einmal den Tod der Begriffe abgewartet, ich hatte sie am lebendigen Leib sezirt. Ich wurde der Begriffsschändung übelster Art angeklagt. Raten Sie, lieber Nepomuk, von welchem Begriff die Kläger vertreten wurden? Vom Wissen. Verteidigt wurde ich vom Zweifel und die Richterin, wie könnte es anders sein, war Justitia, die Gerechtigkeit. Die Zeugen wurden nach und nach gerufen und jeder Begriff, der im Zeugenstand befragt wurde, erhärtete den Verdacht, dass es sich bei mir um einen Schurken übelster Sorte handelte. Der Freundschaftsbegriff klagte darüber, dass ich ihn, als für das menschliche Dasein überbewertet, abgetan hätte. Das Glück meinte, ich hätte es ignoriert. Die Leidenschaft sagte, dass sie fortgejagt wurde, wie ein räudiger Hund, um durch Methoden ersetzt zu werden, und der Gottesbegriff wiederum war erzürnt, ob meines arroganten rationalen Auftretens ihm gegenüber. Die Liebe förderte die wohl schlimmste Zeugenaussage zu Tage: Ich hätte nichts und niemanden geliebt und das, obwohl ich von vielen geliebt wurde. Tränen liefen mir über die Wangen. Nepomuk, ich kann Ihnen gar nicht sagen, ob ich je zuvor in meinem Leben einmal geweint habe. All die Menschen, die mir nahe standen, kamen mir in den Sinn. Mein Mutter, die sich so sehr um mich sorgte, weil ich nichts tat außer zu lesen, mein Vater, der nichts unversucht ließ, mich zum Kaufmannsleben zu bewegen und der schließlich an meiner unerklärten Ablehnung seiner Zunft und damit auch ihm gegenüber zerbrach. Meine Schwester, die mich abgöttisch verehrte, der ich aber im Gegenzug nicht mehr als mangelnde Intelligenz zu attestieren gewillt war. Und unzählige andere Menschen, die mich liebten, was ich nicht erkennen wollte, und wenn ich es doch erkannte, tat ich es ab, als unnütze Geistesvernebelung. Der Zweifel, der zu meiner Verteidigung angetreten war, konnte wenig für mich tun. Zu erdrückend war die Beweislage. Er wiederholte sich mit dem immer schwächer werdenden Stehsatz: „Aber er wollte doch nur verstehen.“ Am Ende sprach die Gerechtigkeit Recht. Interessanterweise war ‘Gerechtigkeit’ ein Begriff, den ich als Gegenstand der Analyse gemieden habe, oder, so muss ich es heute sagen, verschont habe. Gerechtigkeit war mir immer ungeheuer. Ich wusste nie so recht, wie ich diesen Begriff angehen sollte. Er entzog sich einer Zerlegung. Fast schien es, als wäre er nicht zerlegbar. Jeder Versuch Bedingungen, Voraussetzungen oder Zweckbestimmung anzugeben, war schon im Ansatz höchst unbefriedigend. Bereits sehr früh schob ich ihn deshalb zu Seite und ließ ihn unanalysiert stehen. Jetzt habe ich eine Ahnung warum, denn die Gerechtigkeit sprach ein kryptisches Urteil: Ich wurde zur Begriffsenthaltsamkeit verurteilt. Es

wurde mir untersagt Begriffe zu verwenden, geschweige denn zu hinterfragen. In der Begründung des Urteils war zu vernehmen, dass jedes weitere Wort, das der Verurteilte noch zu sprechen vermochte, Schaden anrichten würde, denn er hätte sich als unfähig erwiesen, die Begriffe stehen zu lassen, als das, was sie im Moment ihrer Entstehung waren oder auf den Stufen der jeweiligen Entwicklung bedeuteten. Die Richterin Justizia wollte den Begriffen gerecht werden. Im Land der Begriffe wurde ich zum Staatsfeind Nummer Eins erklärt, und dies, obwohl ich, soweit ich denken kann, Begriffe immer geliebt habe. Nie habe ich es so ausgedrückt, jetzt weiß ich, dass es so war. Ich liebte die Begriffe und ich tue es immer noch. Nun aber wurden sie mir genommen. Eines aber habe ich mir noch ausbedungen. Mich erklärend an einen Menschen meiner Wahl wenden zu dürfen. Ich habe Sie ausgewählt, lieber Nepomuk - verzeihen Sie mir. Angesichts der Lage habe ich eine Entscheidung getroffen und nach einer Weile des qualvollen Nachdenkens beschlossen, mich dem Urteil zu beugen. Ich werde keinen Einspruch erheben, ich werde nicht dagegen berufen. Sobald ich diesen Brief an Sie abgeschickt habe, werde ich bis zum Ende meines Lebens weder sprechen, noch schreiben noch lesen. Ich werde die Sprache, meine vielgeliebte Sprache, mit all ihren unverständenen Selbstverständlichkeiten, zu verlernen trachten. Ich möchte ohne Begriffe sterben. Kein Gedanke soll mich mehr rühren. Mein Geist soll so sterben, wie er geboren wurde, ohne Begrifflichkeit. Nichts mehr möchte ich begreifen, nichts mehr bedenken. Auflösen möchte ich mich im Nicht-Wissen. Was mich zum Entschluss der Urteilsannahme bewogen hat? Letztlich nur ein Gedanke, den Sie, lieber Nepomuk, in folgendem Satz zu Papier brachten: „Es ist also das unaufhörliche Erleben von Zeit als einem steten Nacheinander zwischen Geburt und Tod und das Getöse meiner eigenen, zwischen diesen Polen liegenden Biographie, das mich von der Ewigkeit trennt. Ich stehe mir sozusagen durch mein schlichtes am Leben sein selbst im Weg.“ Ich danke Ihnen, lieber Nepomuk, für diesen letzten Dialog. Sie ahnen nicht, wie erlösend er für mich war. Ich kann jetzt sterben. Unangemessen oder nicht, möchte ich Ihnen sagen, dass ich Sie dafür liebe. Verzeihen Sie die Anmaßung.

Ihr ergebener Friedrich van Enderbach.

Ende Oktober im selben Jahr. Der Notarztwagen, den Frau Millich gerufen hatte, fuhr vor. Frau Millich wartete vor der Tür und begleitete die Herren in die Bibliothek des Hauses. Leise dankte sie für das rasche Kommen, sagte aber zugleich, dass sie glaube, dass wohl keine Eile mehr nötig sei. Der Notarzt nickte, als er nach dem Puls des Herrn von Enderbach tastete. Es war seltsam friedlich in der Bibliothek, wie Frau Millich empfand. Herr van Enderbach hatte ein Lächeln auf den Lippen, eines auf das auch sie nahezu ihr ganzes Leben gewartet hatte. Sie nahm es als ein posthumes Liebesbekenntnis. Herr Stock kam und Frau Millich bat ihn, den Brief, den sie in den Händen des verstorbenen Herrn van Enderbach vorfand, mit besonderer Sorgfalt einer Versendung zukommen zu lassen.